Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 176 (1897)

Artikel: Henri Dunant
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-374170

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Mac Kinley nicht ohne Weiteres als den weisesten, redlichsten und besten Staatsmann der Welt anerkennt. Noch näher als bei andern Völkern liegt bei den Amerikanern das Hossiannah neben dem kreuzige und umgekehrt. Das letztere hat sogar der von allen Parteien unseres Vaterlandes heute sehr verehrte Herr Bundesrath Müller erfahren müssen, der zuerst als „rother Müller" viele Anfechtungen zu erleiden hatte, bis man aus seiner Thätigkeit als Staatsmann, Militär und Administrator die Ueberzeugung gewann, in ihm einen Mann zu besitzen, bei dem ein großes Können ebenbürtig ist dem lauteren Charakter und einer wohlentwickelten Energie und Schaffensfreude. Das eben sind die Männer, die wir an der Spitze unseres theuren Vaterlandes brauchen. Neben seinem wohlgetroffenen Portrait bringt der Kalender auch eines vom verstorbenen Oberst Feiß, dem vieljährigen und vielverdienten Waffenchef der Infanterie. Er war ein Toggenburger und hat Vieles für die Hebung unserer Wehrkraft gethan und erreicht, und wenn unsere Infanterie heute auf einer verhältnismäßig hohen Stufe steht, danken wir es zunächst ihm. Er war aber bei den Truppen nicht blos ein sachgewandter, sondern ein geliebter Führer; der Soldat wußte, daß er an Oberst Feiß einen väterlichen Freund besaß. Nichts charakterisirt den Mann besser, als folgendes Vorkommniß vor einigen Jahren: An einem heißen Sommertag begegnet ein Freund dem „alten Feiß", wie er schwer bepackt auf einen Berg im Berneroberland hinaufkletterte. „Aber, alle Wetter, Oberst, warum schleppen Sie bei der Mordshitze so viel Zeug nach", sagte der Freund, worauf Oberst Feiß antwortete: „Ich wollte probiren, ob wir im neuen Reglemente dem Soldaten nicht eine zu schwere Packung für die Ausmärsche zumuthen." Und er hat es probirt, indem er mit gleicher Packung als älterer Mann auf einen Berg kletterte. Ein braver Offizier vom alten Schrot und Korn, nicht wahr! Doch richtig, der Kalender bringt ja auch ein Bild aus den Berner-Oberländerbergen, nämlich den Gletschersturz am Altels. Der Kalendermann sah ihn letzten Herbst vom Thunersee aus und er sah sich von Weitem an, als ob man aus dem Gletscher ein großes Stück herausgebissen hätte, so etwa wie aus einer mit Zucker bestreuten Torte. Wie das Bild zeigt, war die Lage in der Nähe viel schrecklicher. Hat doch jener Sturz eine schöne Alp sammt Hütten und Vieh verschüttet und drei Sennen erschlagen. Mancher arme Walliserbauer — die Alp gehörte den Wallisern — hatte dabei seinen liebsten Besitz, sein „Bechli", verloren und fand sich in bitterer Noth. Die eidgenössische Bruderliebe hat aber auch ihm geholfen, denn von allen Theilen der Schweiz liefen für die Geschädigten milde Gaben ein. Es ist ein schönes Ding um diese eidgenössische Bruderliebe, das schönste Alpenröslein; möge es weiter blühen und gedeihen zu des Landes Heil und Segen. Wir brauchen es nöthiger als je. Denn das abgelaufene Jahr hat gezeigt, daß auch in unserem Vaterlande die sogenannten sozialen Gegensätze sich immer mehr verschärfen, wenn es glücklicherweise auch noch nicht so schlimm ist wie in Belgien, wo die Sozialisten Meister zu werden drohen und ein sozialer Krieg zu walten beginnt. Aber das wollen wir nicht vergessen: So wenig wie der Klassenhaß durch Streiks und Boykotts gemildert wird, so wenig können ihm Gesetze des Staates beikommen, sondern hier hilft nur die treue Pflege ächter Bruderliebe und wahrer christlicher Gesinnung.

Henri Dunant.

Mein Freund! Der ehrwürdige Greis, dessen Bild du umstehend findest, ist ein schlichter, einfacher Pensionär im Krankenhaus des schönen Dorfes Heiden im lieblichen Appenzellerlande. Und wenn du mit ihm sprichst und er in seiner liebenswürdigen, beinahe bescheidenen Weise zu dir redet und sein Auge dann auf einmal mächtig aufleuchtet und die schöne, patriarchalische Gestalt noch zu wachsen scheint, dann ahnst du wohl, einen bedeutenden Mann vor dir zu haben. Aber das denkst du doch noch nicht, einem Manne gegenüber zu stehen, dem Kaiser und Könige dankend die Hand reichten, den die Mächtigsten der Erde ihren Freund nannten, der wohl einer der verdientesten Schweizer ist und den die Geschichte dereinst den größten Wohlthätern der Menschheit beizählen wird, wenn sie von Johannes Heinrich Dunant von Genf, dem Urheber der Genfer-Convention, und dem Begründer des Rothen Kreuzes spricht.

* * *

Was ist die Genfer-Convention und was das Rothe Kreuz? Beides sind heute internationale Einrichtungen, die nicht nur alle Staaten Europas umfassen, sondern die zivilisirten aller fünf Welttheile bis zum fernen Transvaal in Südafrika, zu Japan in Ostasien und Brasilien in Südamerika,

ja selbst halbzivilisirte wie Siam, die Türkei, Persien 2c. 2c. Die Genfer-Convention ist jener im August 1864 in Genf abgeschlossene Staatsvertrag, in welchem sich die Vertragsstaaten zum ersten Male feierlich verpflichteten, im Kriegsfalle die Verwundeten, das zu ihrer Hülfe und Pflege dienende Personal, sowie die Ambulancen und Spitäler als neutral zu behandeln. Das heißt, während bis zu jener Zeit feindliche Verwundete nicht verpflegt, Aerzte und Krankenwärter wie gewöhnliche feindliche Truppen behandelt und die Ambulancen wie sonst eine gegnerische Position beschossen oder aufgehoben wurden, machten es sich die der Genfer-Convention beigetretenen Staaten zur vertraglichen Pflicht, daß in künftigen Kriegsfällen zwischen den Vertragsstaaten 1) die Ambulancen und Militärspitäler als unverletzlich betrachtet werden sollen; 2) desgleichen das gesammte Personal dieser Ambulancen, endlich die Feldärzte, Feldprediger, die Krankenträger, -Pfleger 2c.; 3) wiederum solche Landesbewohner, welche den Verwundeten Pflege angedeihen lassen. Ebenso sind ihre Häuser unverletzlich und sie selbst von Kriegskontribution verschont, wenn sie Verwundete bei sich aufgenommen haben. 1864 waren in Genf nur die Schweiz, Baden, Belgien, Dänemark, Spanien, Frankreich, Hessen, Niederlande, Italien, Portugal, Preußen, Sachsen und Württemberg der Convention beigetreten, 1868 waren es schon 33 Staaten und heute wie gesagt ist Alles deren Mitglied, was man überhaupt in den 5 Ertheilen noch Staat nennen kann, hat sich doch nun sogar auch Abessynien zum Beitritt angemeldet. Es ist wohl nicht nothwendig, auseinander zu setzen, zu welcher unsäglichen Wohlthat diese Convention für die armen Verwundeten im Kriege wurde, wie sehr sie deren Leiden milderte, ihre Verpflegung erleichterte und den fürchterlichen Krieg wenigstens doch ihnen gegenüber menschlicher machte. Das zeigte sich schon im preußisch-österreichischen Krieg von 1866, ganz besonders dann aber im deutsch-französischen von 1870/71 und im russisch-türkischen von 1877/78. Hunderttausend Verwundete haben damals die Genfer-Convention und das Rothe Kreuz gesegnet. Was ist nun dieses? Das ist gleichsam das im Frieden organisirte Heer der Freiwilligen aller Staaten zur Hülfeleistung für die Verwundeten im Kriegsfalle. Dunant hat wohl eingesehen, daß die militärischen Ambulancen, die Militärärzte und Sanitätssoldaten in keinem Staate bei einem größeren Kriege ausreichten. Darum hat er die sogenannten Vereine vom Rothen Kreuze gegründet, die in Friedenszeiten freiwillig Material für die Verwundetenpflege sammeln, sei es Verbandszeug, Betten, Geräthe, Baraken, desgleichen Leute für den Pfleger- und Wärterdienst ausbilden, damit sie, wenn ihr Land in einen Krieg verwickelt wird, im Stande sind, seiner Armee auf dem Schlachtfelde freiwillige Aerzte, Pfleger, Pflegerinnen, Träger 2c. in voller Ausrüstung und mit allen Hülfsmitteln zur Verfügung zu stellen, desgleichen das schon erwähnte Material, oder wenn Verwundete vom Kriegsschauplatz in ihr Land zurücktransportirt werden, der Thätigkeit des Staates wieder in gleicher Weise dort helfend zur Seite zu stehen. Die heutigen Verhältnisse erfordern es leider, daß die Staaten Millionenheere ausrüsten; aber in den Vereinen vom „Rothen Kreuz" haben die Völker im Zeichen der Liebe hunderttausende edler Männer und Frauen mobilisirt, um die Wunden zu heilen, die geschlagen wurden. Jeder zivilisirte Staat hat heute seine großartigen freiwilligen Organisationen unter jenem Namen, deren Vermögen insgesammt wohl über 60 Millionen Fr. beträgt und deren gesammte Mitgliederzahl anderthalb Millionen übersteigen dürfte. Diese Organisationen haben sich aber schon lange nicht mehr blos damit begnügt, die Liebe auf den Krieg hin auszurüsten, sondern sie haben dieselbe auch für Katastrophen in Friedenszeiten, bei Großbränden, Ueberschwemmungen, Epidemien, überhaupt wo es im Unglück zu helfen gibt, auf Piquet gestellt und auch in dieser Beziehung haben sie Großes geleistet. Mit Recht hat darum der gefeierte französische Dichter Victor Hugo einst an Dunant geschrieben: „Vous armez l'humanité", „Sie bewaffnen die Menschlichkeit", und der Onkel der deutschen Kaiserin, der große Gelehrte Prof. Esmarch schrieb: „Gott segne Sie dafür!" Ein Gleiches denkt wohl auch mancher Leser des Appenzeller Kalenders, wenn er in Zukunft wieder am Arme unserer Militärärzte und Sanitätssoldaten die weiße Binde mit dem rothen Kreuze, das Zeichen der Genfer-Convention, sieht und von den Vereinen vom rothen Kreuz reden hört. Hat es aber einen solchen Verein in seiner Gemeinde oder in seinem Kantone, soll er ein gutes Herz für ihn haben und eine offene Hand.

* * *

Wer ist nun aber Henri Dunant? Er wurde am 28. Mai 1828 in Genf als der Sohn einer uralten Genfer Patrizierfamilie geboren, deren Mitglieder seit der Reformation dem Rathe der Zweihundert jener Stadt angehörten. Seine Mutter war eine Colladon, ein Glied jener Familie, die seit dem 14. Jahrhundert höchste Stellen im französischen Königthum bekleidete. Henri Dunant genoß eine äußerst sorgfältige Erziehung und ausgezeichnete Schulen. Die Vorsehung hatte ihn aber zu einem

*

Henri Dunant.

Berufe auserkoren, der sich nicht an den letzteren lernen läßt. Er gehörte einer Gesellschaft junger, vornehmer Leute in Genf an, die sich der Hülfeleistung armer, unglücklicher Leute ihrer Vaterstadt widmete, dort lernte er das Elend kennen und sein Freund werden. Schon 1849 schwebt dem damals 21 Jährigen die Idee der Gründung einer großen internationalen Vereinigung zur Bekämpfung von Armuth und Elend vor. 10 Jahre später hat er dann gefunden, was sein Lebensberuf werden sollte. Die Vorsehung hatte ihn in den Tagen vom 24. bis 28. Juni 1859 auf die Schlachtfelder von Solferino geführt und vor Schmerz und Entsetzen schrie sein Herz auf, als er die Grausamkeit der damaligen Kriegsführung gegenüber den armen Verwundeten, die mangelhafte Organisation bei ihrer Versorgung und ihrer Verpflegung sah. In einem erschütternden Buche „Un Souvenir de Solferino" (Eine Erinnerung an Solferino) legte er der Welt die entsetzlichen Schrecken, die unsäglichen Grausamkeiten und die namenlosen Qualen und Leiden dar, die er geschaut, gleichzeitig aber auch zum ersten Male den Plan, sie mit jenen Einrichtungen zu lindern, die später in der Genfer-Convention und dem „Rothen Kreuz" verwirklichet wurden. Das Buch schlug in der öffentlichen Meinung Europas wie eine Bombe ein. Von allen Ständen, von hoch und niedrig, aus allen Ländern erhielt sein Verfasser Kundgebungen der Aufmunterung, seine Anregungen für eine Staaten-Convention in Ausführung zu bringen. Aber schon war Dunant bereits dafür thätig; er hatte zunächst einflußreiche Männer seiner Vaterstadt, wie General Dufour, dafür gewonnen. Sie wurden einig, die Anregungen durch einen nach Genf einzuberufenden internationalen Congreß in Ausführung zu bringen. Es war eine Riesenaufgabe, die sich diese Männer mit Dunant an der Spitze, damals stellten, indem sie als einfache Privatmänner den Versuch wagten, einen Congreß der Mächte Europas in Sachen zu Stande zu bringen. Von jetzt an inscenirt Dunant eine beinahe übermenschliche Thätigkeit, er eilt von Hof zu Hof, nach Paris, Berlin, Dresden, München, Stuttgart, Karlsruhe und Wien, von Monarch zu Monarch, von Napoleon und König Wilhelm weg bis zu Kaiser Franz Joseph und von Minister zu Minister; die Großen im Reiche der Kirche, des Staates, der Wissenschaft sucht er überall zu mobilisiren; er kennt keine Schwierigkeiten, keine Enttäuschungen, keine Müdigkeit und keine Opfer an Geld und Zeit — heißt es doch in rührender Schlichtheit an einer Stelle seines im Manuscript vorhandenen Tagebuches: „Nachdem mich der König (von Sachsen) entlassen hatte, ging ich in mein Hotel und schrieb für den Rest des Tages und während der Nacht Briefe." Dank der Unterstützung, die speziell die Kaiser Napoleon und Franz Joseph, die Könige Maximilian von Baiern, Karl von Württemberg, Johann von Sachsen und Wilhelm von Preußen, sowie die Kaiserin Eugenie, die Königin Augusta und die Großherzogin von Baden seinen Plänen zu Theil werden ließen, kam dann im Sommer 1864 jene internationale Conferenz zu Stande, die drei Monate später zum Abschlusse der Genfer-Convention führte. Dunant hatte das für unerreichbar Gehaltene zur Verwirklichung gebracht. Die Monarchen Europas überhäuften ihn mit hohen und höchsten Auszeichnungen; an dreizehn der vornehmsten Orden schmückten jetzt seine Brust. Aber es läßt dem edlen Manne noch keine Ruhe. Bei den Staaten ist seine Aufgabe zu Ende. Jetzt beginnt für ihn jene bei den Völkern, um die freiwillige Hülfeleistung mit der Gründung von Vereinen vom rothen Kreuz zu mobilisiren. Ueberall greift er organisirend, fördernd und anfeuernd ein, in England, Spanien, Frankreich, Holland u. s. f., und wie sehr er auch hier seinen großen Zweck erreichte, zeigen die Thatsachen. Es kam zum Kriege von 1870. Sein halbes Vermögen hatte Dunant bereits der Sache geopfert, der er sein Dasein darbrachte und über welcher er der Unglücklichen und Leidenden zuliebe vergessen hatte, sich ein eigenes Heim zu gründen und einen trauten Familienkreis zu schaffen. Eine unglückliche Operation bringt ihn jetzt auch noch um die andere Hälfte seines Besitzes. Wohl wollte Napoleon noch in letzter Stunde helfend eintreten; aber unterdessen fiel sein Thron in Trümmer und unter ihnen lag seine bisherige Macht begraben. In Mitte der großen weltgeschichtlichen Umwälzungen jener Jahre vergißt die Welt Dunant. Zu stolz, sie an sich zu erinnern und an das, was er für sie geleistet, zieht sich Dunant als ein einsamer Mann still aus ihr zurück, wird verschollen, so verschollen, daß vor einem Jahre ein Blatt seiner eigenen Vaterstadt Genf meldete, Henri Dunant sei ja schon längst gestorben. Und doch! Ein freundliches Geschick will es, daß man sich des großen Mannes und seiner Verdienste wieder erinnert und daß alle Welt jetzt darin zu wetteifern beginnt, Versäumtes nachzuholen und das ehrwürdige Greisenhaupt für den Rest seiner Tage mit einer ganzen Fluth wärmender Strahlen verehrungsvoller Dankbarkeit zu umgeben, welchem Gefühle auch diese Zeilen einigermaßen Ausdruck verleihen mögen.